

# Wald und Leute

Das Gasthaus als Kommunikationszentrum

Das Neolithikum im Odenwald, die Jungsteinzeit rund 3000 vor Christus, war eine revolutionäre Zeit. Allerdings weniger im umstürzlerischen Sinne – dafür gibt es zumindest keine Belege, obwohl man sich auch die Odenwälder Jungsteinzeitler ohne Weiteres als aufreißerische Rebellen vorstellen kann. Nein, revolutionär war die Zeit wegen des Umbruches hin zur sesshaft betriebenen Landwirtschaft. In den vorangegangenen Zeiten, dem Paläo- (Alt-) und Mesolithikum (Mittelsteinzeit), latschte auch der aufgeklärte Odenwälder noch als Jäger und Sammler durch die Gegend, klopfte mit der Keule den Nachbarn weich und benahm sich im Allgemeinen unterirdisch. Dass in östlicheren Regionen, im Mittelmeerraum, in China oder Südamerika die Kulturen schon einige Schritte weiter waren, ist wohl eine Tatsache, interessiert aber im Augenblick kaum. »*Mir sin mir! Unnss kann koaner!*«, sagt und denkt man schließlich vielerorts im Odenwald – und das ist gut so.

Zwar mögen wir in unserem dunklen Wald noch ein paar Jährchen länger gebraucht haben, um hinter dem Ofen hervorzukommen, trotzdem ging die allgemeine Entwicklung auch an Mümling und Elz weiter. Doch soll hier nicht über einen beliebigen sozialen Wandel, über die ersten zarten Versuche von Höhlenmenschen im Bereich der Tier- und Pflanzenzucht oder gar über anfängliche, im wahrsten Sinn des Wortes zerbrechliche Versuche mit Keramik gesprochen werden. Hier soll Butter bei die Fische, hier soll die *Lewwerworscht uff de Disch!*

Denn ungefähr um 3000 vor Christus begann auch auf einem ganz anderen Gebiet eine enorm wichtige Zeit. Unsere orientalischen Freunde und Brüder entwickelten das Konzept der Gastwirtschaft. Diese mochte mit einer urigen Dorfkneipe in Mudau oder auf der Tromm noch nicht allzu viele Gemeinsamkeiten haben, aber das Grundprinzip stand: Aufgrund der Tatsache, dass die Menschheit immer mobiler wurde – 5.000 Jahre später deutlich erkennbar daran, dass man an manchen Tagen morgens um sieben kaum staufrei nach Mannheim oder Darmstadt kommt –, baute man an den Hauptverkehrswegen einfache Herbergen und bot dort ein urzeitliches Bed & Breakfast an. Mitgeführte Reittiere wurden in diesen archaischen Motels genauso gut versorgt wie der 3er-BMW heute an der Raststätte Pfungstadt Ost.

Etliche Jahrhunderte nach diesen noch zaghaften Anfängen professionalisierten die Römer das Gasthausgewerbe, natürlich auch im Odenwald, wo die Mannen

Roms von Anfang an ihre Finger im Spiel hatten. Alles, was auf dem Gebiet der Gastronomie machbar ist, hatten diese schon angedacht. Essen vom heißen Stein, *Drive-through*-Gelegenheiten – nur in Nuancen hat sich daran bis heute etwas verändert. Nach den legendären Herrschern vom Tiber entwickelten vor allem die vielen Klöster das Franchise-Konzept Gastwirtschaft weiter. Geschäftstüchtige Mönchlein gründeten ihre Klosterkeller, Klosterstuben und brauten Klosterbräu ebenfalls wieder an stark befahrenen Straßen und verkauften ihre Erzeugnisse an den gestressten Reisenden des Mittelalters.

Doch erst ab dem 14. Jahrhundert ging es richtig los mit der Wirtshauskultur. Viele Gastwirte des Odenwaldes waren im Hauptberuf Metzger, Bäcker oder Bauern. Deshalb ging man auf ein paar Schoppen zum »Kraftebäcker«, zum »Ochsewirt« oder »Zum fröhlichen Landmann«. Noch heute haben wir den Satz des alten Bäckermeisters aus einem kleinen Dorf im vorderen Odenwald im Ohr: »*Bäggerei un Werdshafdd – des is ebbs Reelles!*« Recht hatte der gute Mann, denn in seinem Gasthaus »Schwanen«, das meist erst zu Feierabend hin, also zwischen 17 und 18 Uhr öffnete, lagen die am Tage nicht verkauften *Milchweck* auf den Wirtshaustischen.

Die geschäftstüchtige Schwanenwirtin hatte sich diesen Last-Minute-Backwerkverkauf ausgedacht, aber nicht mit dem blockierten Verhältnis des Odenwälders zum Öffnen der eigenen Geldbörse, des *Porddmonees*, gerech-

net. Erst nachdem die Wirtsfrau damit einverstanden war, dass die *Weck* am Abend mit einem saftigen Preisnachlass von – je nach Verhandlungsgeschick und konsumierten Bieren – zehn bis 30 Prozent verkauft wurden, waren die Altbestände immer schnell abgestossen. Wann immer ein Stammgast also sagte: »*Doo gein ewwer mindestens zwonzisch obb*«, grummelte der Bäckerwirt und antwortete dann: »*Ei, ja. Vunn mir aus*« – kaum ein Satz wird im Odenwald universaler gebraucht.

Selbst in kleinen Ortschaften gab es zumeist mehrere Wirte: Die Gasthäuser waren neben dem Ortsfigaro die Kommunikationszentren des Dorfes, hier traf man sich, hier tauschte man sich aus und hier stritt man miteinander – mochte der eine die »Rose« nicht, ging er zum »Stern«, und hatte er sich mit dem Sternwirt ebenso zerstritten wie mit dem Wirt der »Rose«, blieben ihm ja noch der »Löwe«, die »Frische Quelle« oder die »Schöne Aussicht«. Aber *Beläigte mit orrer ounne Gummern* (belegte Brötchen mit Wurst oder Käse, eventuell garniert mit einer Gewürzgurke) gab es beim einen wie beim anderen Gastwirt: Der Bäckerwirt brachte nach Feierabend ein gewisses Kontingent seiner noch nicht verkauften *Weck* zum Metzgerwirt, und der gab ihm dafür *ä Pundd Uffschnidd* mit. Das *de Uffschnidd* so manches Mal einen Geruch verströmte, demzufolge er schon bessere Zeiten gesehen hatte, stimmt natürlich meistens nicht. Dennoch gibt es seit Urzeiten den folgenden Witz, dem sicherlich mindest ein Fünkchen Wahrheit innewohnt: Kommt ein

eiliger Gast zum Metzgerwirt: »Schnell wos zum esse, isch muss glei wäg.« Darauf der Metzgerwirt: »Ei, donn nimm es beschdde de Uffschniddweck, der muss aa wäg!«

Ja, ohne Zweifel, gemütlich war sie, die Zeit der Odenwälder Dorfgastwirtschaften. Doch diese Strukturen gehen mehr und mehr verloren. Das Sterben dieser Oasen der kleinen Leute ist wohl nicht mehr aufzuhalten. Zwar wird das eine oder andere Mal versucht, durch Neugründung, Übernahme oder Wiederbelebung die Gastwirtschaft in der Mitte des Ortes zu retten, doch die Zeiten haben sich geändert. Ob wechselnde Arbeitszeiten oder familiäre Strukturen, sie sind unwiderruflich vorbei, die Jahrzehnte in denen die Maurer und sonstigen Handwerker und Arbeiter Punkt fünf den sprichwörtlichen Hammer fallen ließen und pünktlich um halb sechs am Gasthaustisch saßen – meist bis sieben, denn dann galt: »Vadder, gei hoam, du waascht, um siwwe wärd zur Noocht gässe!«

Selbst der rituelle sonntägliche Gang ins Wirtshaus nach dem Kirchgang wird immer weniger zelebriert. Es ist ein Teufelskreis: Die Wirte des alten Schlags würden gerne an die Jüngeren übergeben, doch die sehen keine attraktiven Verdienstmöglichkeiten, weil immer weniger in die Wirtschaft gehen. Und die, die gerne noch in die Wirtschaft gehen würden, finden immer weniger traditionell geführte Lokale ohne Schickimicki. Entweder haben die alten Kneipen schon für immer geschlossen und es gibt im Ort noch nicht einmal mehr einen Getränke-

shop oder aber es hat nur noch der Lammwirt geöffnet –  
»un zu demm is moin Ooba un moin Vadder schun net gonge,  
un isch gei moi Lebdoog aa net hie, zu dem Simbbel, demm  
bleede!!«

## Die Entdeckung der Langsamkeit

Unsere bestehenden Odenwaldgasthäuser sind aber immer noch und immer wieder ein beliebter Treffpunkt von Einheimischen und Gästen aus allen Regionen der Republik. Die Philosophie dieser in den allermeisten Fällen familiengeführten Bewirtungsbetriebe ist: »Unsere Heimat kann man schmecken.« Auf die Tische vieler Wirtschaften kommen nur Produkte aus der Region, und die Köche, die gerne Traditionsgerichte auf den Tisch bringen, wagen sich inzwischen auch an gewagtere Kreationen. Dafür, dass Einheimische und Gäste sich in einer Traditionswirtschaft aber auch einmal missverstehen können, sorgt zum Beispiel Georg, den alle im Dorf nur »de Simmbelierer« (den Nachdenklichen) nennen.

Auch heute sitzt er wieder einmal sinnierend, also *simmbelierend*, an seinem Stammtisch. Vor sich hat er einen *Lidderbembel* mit *Äppelwoi*. »Kriiesch misst's gäwwe, Kriiesch!!«, brabbelt er vor sich hin und schaut gedankenversunken in die Ferne. Eine Familie aus dem norddeutschen Raum, die am Nebentisch Platz genommen hat, schaut irritiert hinüber zum Schorsch. Sagt der Mann: »Mein lieber Herr, was reden

Sie denn da? Seien Sie doch froh, dass wir in einer Phase des Friedens, der Abrüstung, der Entspannung und der Demokratie leben. Warum wollen Sie denn in solchen Zeiten Krieg?« Unser Schorsch schaut nur kurz auf: »Hä? *Wos moone Se? Isch soog nur: Kriiiesch misst's gäwwe! Kriiiesch!*«

Der Mann ist zutiefst angewidert von so viel Militarismus und Unvernunft und will seine Frau und die Kinder schnell aus dem Dunstkreis dieses kriegstreiberischen Mittelgebirgsvolks namens Odenwald bringen. »Herr Wirt, wir zahlen – hier bleiben wir keine Minute länger!« Forschen Schrittes streben die Gäste der Tür zu, und im Rausgehen hören sie, wie der Schorsch einen kräftigen Schluck *Äppelwoi* nimmt, rülpst und erneut brabbelt: »*Kriiiesch misst's gäwwe! Kriiiesch ... in die siwwe Lidder noi gein.*«

Zum Verständnis der Szene braucht es eigentlich keine umfassende Erklärung mehr. Eine wichtige Lehre, die man aber daraus ziehen darf, ist die, dass man einen Odenwälder immer ausreden lassen sollte – auch wenn es manchmal etwas länger dauert.